

Nr. 1. Bromberg, den 1. Januar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(6. Fortsetzung.

Minchen stand im „Museum“, aß eine dickbestrichene Semmel und schaute in den Regen hinaus. Natürlich regnete es. Wenn man reisen will, regnet es immer. Manchmal sieht es aus, als ob der Himmel blau wäre und die Sonne lustig von ihm herunterlacht. Aber das Blau ist wasserblau und die Sonne denkt nicht daran zu lachen. Sie zieht Wasser, damit es später um so stärker regnen kann. Und um so anhaltender. Denn das bleibt die Hauptsache. Auch der stärkste Regen verliert seine Wirkung, wenn er bald aufhört. Doch das war heute nicht zu befürchten. Es war ein feiner, dünner Zwirnsfadenregen von der Sorte, die Tage und Wochen anhält.

Aber Minchen ließ sich durch ihn die gute Laune nicht wegschwemmen. Gottlob, endlich war man so weit! Frau Schmidt war nach dem nächsten Droschkenhalteplatz gegangen, um einen Wagen zu besorgen. Denn die Droschke, die gestern Abend noch telephonisch bestellt worden war, war nicht gekommen. Das war das erste Ereignis.

Es war kein sehr schönes Ereignis gewesen, doch Minchen war dem lieben Gott auch dafür dankbar. Die zehn Wochen, die sie jetzt mit der Mutter in Berlin weilte, waren gräßlich langweilig gewesen. Alle zusammen hatten weniger Unterhaltung geboten, als ein Tag in Zwickau, an dem man wenigstens morgens und abends Herrn Langbein begegnete. Hier in Berlin gab es nichts dergleichen. Hier gab es überhaupt nichts.

Sie hatten auf den Wunsch des Vetters die Pension im Missionshause aufgegeben und waren zu ihm übergesiedelt. Da sie doch einmal Verwandte wären und zusammenhalten müßten, wie die Mutter meinte. Um sich besser kennen zu lernen, wie der Vetter sagte. Denn wenn man miteinander auf Reisen gehen will, muß man sich gründlich kennen.

Zuerst hatte sie sich über die Umsiedlung gefreut, die ihren geheimen Wünschen so entgegen kam. Täglich, stündlich mit ihm zusammen zu sein! Sie würde ihm die Frühstückssemmeln schmieren, ihm die Strümpfe stopfen, ihm am Abend die angewärmten Pantoffeln bringen, sie würde mit ihm am Morgen hinunter in die Apotheke gehen und ihm dort helfen und am Abend würde sie mit ihm im Museum die Reiseandenken besichtigen. Er würde sehr bald erkennen, daß er ohne sie nicht mehr sein konnte und würde aus dieser Erkenntnis die notwendige Schlußfolgerung ziehen. Am Abend, wenn sie im Bett lag — Frau Schmidt hatte ihr Zimmer hergeben müssen und war in die Küche übergesiedelt — entwarf sie die Anzeigen: „Die Verlobung ihrer einzigen Tochter Wilhelmine mit Herrn Apotheker Dietrich Overweg beehrt sich anzuzeigen usw. usw.“ In Zwickau würden sie platzen.

Weit in die Ferne schweifen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Taten. Sie hatte sehr bald erkennen müssen, daß nicht alles so ausgeht, wie man es sich denkt. Frau Schmidt hatte sich energisch gegen die Semmeln, gegen die Strümpfe und Pantoffeln gewehrt. Niemand durfte ungestraft in ihren Pflichtenkreis eindringen, ihr eine Arbeit wegnehmen, auf die sie allein ein Anrecht besaß. Auch die Wirtschafterin eines einzelnen älteren Herrn hat ihre Hoffnungen.

Mit der Arbeit in der Apotheke war es gleichfalls nichts gewesen. Hier war — wieder einmal, wie bislang immer — die Mutter störend dazwischen getreten. Unglaublich, was für Pläne in so einem Kindskopf reifen! Herunter in die Apotheke wollte sie gehen und sich dort betätigen? Zwei Gehilfen waren dort unten und ein Hausdiener, mit dem Chef zusammen also vier Männer! Und mit denen wollte sie tagsüber allein sein, sie als einziges weibliches Wesen? Die Zwickauer würden schöne Augen machen, wenn sie das erführen.

So blieben als die einzigen Wege, die zum Herzen des Vetters führten, nur jene, die auf den Landkarten und auf dem Globus verzeichnet standen. Und diese hatte sie eifrig studiert. Nur ein einziges Mal waren sie im Theater gewesen. Overweg hatte sie eingeladen und selbst die Billetts besorgt. Denn es wurde ein Stück gegeben, von dem er wußte, daß es ihnen gefallen würde. Die Reise um die Welt in 80 Tagen.

Auch die Mutter, die vordem, als sie noch im Missionshause wohnten, immer soviel davon erzählt hatte, was alles sie sich in Berlin ansehen müßten, hatte nicht Wort gehalten. Sie lief den ganzen Tag in den Warenhäusern herum, um die Dinge auszusuchen, die sie einmal kaufen würde. Später, wenn sie die Viertelmillon beisammen hatte.

Sie war fast niemals zu Hause. Sobald Dietrich Overweg am Morgen hinunter in seine Apotheke ging, band sie sich ihren Kapottehut um und machte sich auf den Weg. Natürlich mußte Minchen sie begleiten. Nur zum Mittagessen und zum Abendbrot kam Frau Therese Enkelmann nach Hause, dann aber pünktlich. Sie mußte mit dem Apotheker zusammen sein, so oft er sich ihr widmen konnte. Aus verwandtschaftlicher Liebe und der Erbschaft wegen, die sie keinen Augenblick aus den Augen ließ. So wenig, daß sie mitunter glaubte, sie schon angetreten zu haben.

Wohnte und schaltete sie nicht schon in diesen Räumen, als ob sie ihr eigen waren? Dietrich konnte ihr nur dankbar dafür sein. Es war kaum mit anzusehen, wie unpraktisch er war. Frau Schmidt war eine Verschwenderin schlimmster Sorte; er aber merkte es nicht. Sie hatte es sofort herausgehabt, als die Wirtschafterin damals mit dem großen Kuchenteller hereinkam.

Auch Frau Schmidt freute sich, als die Zeit herum war. Schwere Wochen lagen hinter ihr. Diese Frau Enkelmann aus Zwickau, die durchaus eine Tante vom gnädigen Herrn sein wollte, hatte eigene Ansichten über die Bedeutung einer Speisekammer. In einer Großstadt brauche man sie nicht, erklärte sie ihr jeden Tag. Da hat man die Speisekammer beim Schlächter und beim Kaufmann. Die müssen Eis halten und Sorge dafür tragen, daß ihre Waren frisch bleiben. Warum soll man ihnen die Sorge abnehmen? Man soll nur immer so viel bei ihnen holen, als man gerade braucht. Butter kauft man viertelpfundweise. Denn mehr als ein Viertelpfund ißt man zu keiner Mahlzeit. Wenn sie ranzig werden soll, soll sie beim Butterhändler ranzig werden. Ähnlich ist es mit der Wurst und mit dem Fleisch und Eiern, die auch nicht besser werden vom langen Lagern.

Frau Schmidt hatte schwere Tage, so schwere, daß sie einmal sogar zum Herrn ging, um sich bei ihm zu beklagen. Der Weg war ihr nicht leicht geworden.

Aber sie war mit ihren Klagen nicht weit gekommen. Dietrich Overweg hatte sie — zum ersten Male, seitdem sie bei ihm war — angeschrien und ihr erklärt, daß sie ihn mit solchen Dingen verschonen möchte. Er hätte andere Sachen im Kopfe. Um alles könnte er sich nicht kümmern.

Wenn er das vorher gewußt hätte! Dieser Oberlehrer sagte ihm gar nichts, half ihm nirgends. Er hatte ihm bei

seinem ersten Besuch einen eng beschriebenen Zettel gegeben, aus dem kein Mensch klug werden konnte und hatte ihm beim zweiten Besuch gesagt, daß die Reise am 15. Juni ihren Anfang nehme, um 10 Uhr vom Stettiner Bahnhof ab. Sie sollten alle drei pünktlich da sein, denn der Zug würde nicht auf sie warten.

Das war alles gewesen. Gegen die Mitnahme der Tante hatte er seltsamerweise nichts einzuwenden gehabt. Nur mit Herzklopfen hatte ihm Overweg beim zweiten Besuch die Bitte vorgetragen, sicher, eine Ablehnung zu erhalten. Er erinnerte sich noch gut, daß er selbst erst nach einem langen Examen angenommen worden war. Und die Tante war noch älter als er und obendrein eine Dame!

Aber Dr. Heinicke hatte liebenswürdig erklärt, daß er durchaus nichts gegen die Tante einzuwenden hätte. Sie würde gewiß eine wertvolle Bereicherung ihrer kleinen Gesellschaft sein und er freue sich schon jetzt darauf, sie kennen zu lernen.

Er war von dem hohen Pferd, auf dem er beim ersten Besuch des Apothekers gesessen, heruntergestiegen. Wenigstens für eine Zeitlang, für so lange, bis die Reisegesellschaft komplett sein würde. Denn das war gar nicht so leicht, als er es sich gedacht hatte. Er hatte schon telegraphisch bei einem Kaufmann Zoega auf Island, der ihm empfohlen worden war, alles bestellt, was sie brauchen würden, Führer, Proviant, Mietpferde, Hotelzimmer und anderes mehr. Er hatte auch schon — ebenfalls telegraphisch — auf alles eine namhafte Anzahlung geleistet. Und immer hatte er mit fünf Personen gerechnet. Denn er war sicher gewesen, daß alle Islandsfreunde von Berlin sich drängen würden, an seiner Fahrt teilzunehmen. Hatten nicht schon zwei fest zugesagt, nur auf den Vortrag hin, den er einmal gehalten hatte? Und jetzt hatte er noch Annoncen aufgegeben, je eine in der Täglichen Rundschau, in der Ärzte- und in der Apotheker-Zeitung. Doch der Erfolg aus allen drei Zeitungen zusammen war sehr dürftig gewesen. Auf die Annonce der Rundschau hatte sich überhaupt niemand gemeldet und das Inserat in der Medizinischen Wochenschrift hatte zwar drei junge Ärzte veranlaßt, ihn zu besuchen; aber alle drei hatten erklärt, daß sie ihre ärztliche Kunst den Fahrtteilnehmern zur Verfügung stellen wollten und daher damit rechneten, umsonst mitgenommen zu werden. Denn wenn sie dem Norddeutschen Lloyd oder der Hapag ein solches Angebot machten, würden sie noch obendrein Gehalt beziehen.

Da hatte Dr. Heinicke es mit der Angst bekommen und es war ihm nicht unlieb gewesen, daß der Apotheker seine Base und seine Tante als Fahrtteilnehmerinnen anmeldete. Besser ein Teilnehmer mehr, als einer zu wenig. Auch daß Overweg einen Scheck auf 3000 Mark ausstellte, war ihm nicht unangenehm. Die beiden anderen Fahrtteilnehmer hatten ihm auch schon ihre Schecks gegeben und nun konnte er ohne Sorgen an die letzten Vorkehrungen herangehen. Den Urlaub hatte ihm das Provinzialschulkollegium bereits bewilligt.

Er geleitete den Apotheker selbst bis an die Treppe und schüttelte ihm mehrmals die Hand und sagte ihm immer wieder, daß er sich sehr auf die gemeinsame Reise freue und daß sie gewiß alle sehr gut zueinander passen würden. Denn nun wären sie drei Herren und drei Damen und das sei gerade die richtige Mischung.

So waren sie als die besten Freunde geschieden; doch dann hatte Overweg ihn nie wieder zu Gesicht bekommen, obwohl er ihn noch dreimal aufgesucht hatte, um Ratschläge von ihm zu erbitten. Dr. Heinicke war niemals zu Hause und nur Frau Knesebeck hatte ihn empfangen können. Sie hatte ihm auch im Auftrage des Doktors gesagt, daß er den Zettel genau durchlesen solle. Denn auf dem stünde alles drauf.

Beim dritten Besuche war Tante Therese selbst mitgekommen. Aber auch sie hatte den Dr. Heinicke nicht sprechen können, obgleich sie ihre Visitenkarte hineingeschickt hatte, auf die sie noch, zum besseren Verständnis darauf geschrieben hatte „Die Tante vom Herrn Apotheker“.

Frau Knesebeck hatte dankend die Karte in Empfang genommen und war dann mit dem Bescheid zurückgekehrt, daß Herr Doktor sehr bedaure, aber er sei eben ausgegangen.

Overweg entsann sich noch gut, daß die Tante damals sehr ärgerlich gewesen war. Denn nun mußte sie den Lehrer brieflich nach dem fragen, was ihr am Herzen lag. Wer waren die beiden anderen Fahrtteilnehmer? Sie mußte unbedingt mit Dietrich und Minchen zu ihnen hinfahren und ihnen einen Besuch machen. Das war sie ihnen, das war sie sich selbst schuldig. Wenn in Zwickau jemand in ihr Haus zog oder auch nur in das Nachbarhaus, machte er einen Besuch. Das gehörte sich so. Und eine größere gemeinsame Reise war mindestens ebenso.

Alles das hatte sie dem Oberlehrer schreiben müssen, da er niemals zu Haus war. Aber Dr. Heinicke hatte geantwortet, daß in Berlin solche Besuche nicht Sitte wären und daß sich alle noch früh genug kennen lernen würden. Denn aus aller Bekanntschaft käme nur Zank und Ärger. Und dazu sei später immer noch Zeit genug.

Tante Therese stand vor dem großen Spiegel und band zum vierten Male den Kapottehut, der noch immer schief saß. Sie hatte den Hut mit dem Reiherstutz aufgesetzt, trotz des Regens. Der Oberlehrer und die beiden anderen sollten sehen, mit wem sie auf Reisen gingen. Wenn man 200 Mille erbt, kann man auch einmal einen Reiherstutz riskieren. Aber ärgerlich blieb es trotzdem, daß es regnete.

Der einzige, der mit dem Wetter sehr zufrieden war, der sich sogar darüber freute, war Dietrich Overweg. Er hatte das Ölzeug bereits angelegt, und blieb alle Augenblick vor dem Trumeau stehen, um sich zu bewundern. So würde er sich auf Island photographieren lassen, in hohen Wasserstiefeln und auf dem Pferde, den springenden Geysir im Hintergrunde.

Er hatte sich mit den Ratschlägen des Zettels nicht begnügt, sondern noch einen Bädecker gekauft, um seine Kenntnisse zu bereichern. Im Bädecker aber hatte er gelesen, daß die Beschaffung von Ölmänteln und Südwestern sehr zu empfehlen sei, da es auf Island häufig regne und man nicht mit dem Regenschirm in der Hand reiten könne.

Auch die Wasserstiefel hatte er auf den Rat des Bädecker gekauft, drei Paar, für sich, die Tante und für Minchen, hohe Stiefel, deren Schäfte bis über die Knie reichten. Denn im Bädecker stand, daß sie auch durch Flüsse würden reiten müssen und sonst würde ihnen das Wasser in die Stiefel hinein laufen.

Als er von den Flußritten las, war er kleinlaut geworden. Nicht einmal bei dem Ritt in der Wüste hatten sie durch einen Fluß reiten müssen. Doch Tante Therese hatte ihn beruhigt. Durch einen Fluß kann niemand galoppieren. Sie würden alle beisammen bleiben, mit den Führern. Er hatte ihr rechtzeitig seine Hauptsorge mitgeteilt; denn auf das Naturkind wollte er sich nicht verlassen.

So hatte er an tausend Dinge denken müssen, an Wäsche, Anzüge, Verpackung und Expedierung des Gepäcks und an anderes mehr, was auf seiner letzten Reise alles der Reisemarschall besorgt hatte. Aber Dr. Heinicke war kein Reisemarschall. Nicht einmal die Droschke hatte er bestellt. Wenn er selbst nicht zuletzt noch daran gedacht hätte, könnten sie jetzt zu Fuß gehen.

Er riß die Uhr aus der Tasche.

„Minchen!“

Minchen fuhr vom Fenster zurück.

„Dietrich?“

Wie Vogelzwitschern klang es, wie ein Lockruf. Alles, was Minchen in den letzten zehn Minuten gedacht hatte, lag in den beiden Silben.

„Minchen! Ist der Wagen noch nicht in Sicht. Ich denke, Frau Schmidt will einen holen, weil der andere nicht gekommen ist? Sie müßte doch längst zurück sein.“

„Es ist erst halb neun Uhr, Dietrich! Wir haben noch so viel Zeit.“

„Frau Schmidt läßt sich immer viel Zeit; sie hat auch sonst noch etliche Fehler“, warf Tante Therese dazwischen; sie sagte es mit Nachdruck. Wenn wir aus Bescheidenheit unsere eigenen Vorzüge nicht herausstreichen wollen, tun wir gut, die Fehler der anderen zu betonen. Der Erfolg ist der nämliche.

Dietrich Overweg war in Abschiedsstimmung; er wollte sich in keine Diskussion einlassen.

„Ich werde hinuntergehen und meinen Herren Lebewohl sagen. Wenn der Wagen vorfährt, hört ihr es ja.“

In der Apotheke saßen mehrere Menschen wartend und blätterten in den Zeitschriften. Herr Thomas und Herr Färber hatten viel zu tun. Doch alles ließen sie stehen und liegen, als ein langer, hagerer Mensch in einem zerknitterten, schmutziggelben Ölmantel die Apotheke betrat; er trug auf dem Kopf einen ebenso gelben, verbeulten Südwester von phantastischen Formen, den er unter dem Kinn mit einem schwarzen Bande festgebunden hatte. Er stank nach Tran. Der Geruch schien von seiner Kleidung auszugehen, die frisch geölt war. „Na, Sie oller Meergreis von der Oberspree“, begrüßte ihn Herr Thomas, „Sie verstänkern uns ja die ganze Bude. Haben Sie wenigstens ordentliche Aale? Wenn sie billig sind, sollen Sie einen Seelenwärmer haben.“

Er griff nach einer Flasche, die das Schild „Aqua vitae“ trug. Aber er stellte sie sofort wieder hin, als der Meergreis den Südwester aus dem Gesicht schob.

„Ich wollte Ihnen nur Adieu sagen“, sagte Herr Overweg. „Ich weiß, daß ich beruhigt fahren kann, daß ich alles in besten Händen zurücklasse.“

(Fortsetzung folgt.)

Neujahrsspuk.

Von Charlotte Niese.

(Nachdruck verboten.)

„Ob es um Neujahr mehr spukt, als sonst?" Der alte Kaptein setzte sich fester in seinen Stuhl und kniff die Augen zusammen. „Kocht das Wasser, und ist genug Zucker in den Gläsern? Sonst gebe ich meinen Jamaica nicht her. Er kommt nämlich wirklich aus Jamaica und nicht aus irgendeiner Brennerei in Deutschland. Hab ihn selbst mitgebracht und durchgeschmuggelt. Denn dazumal schmuggelte man noch. Heute nicht mehr? Ich weiß nicht, und was ich nicht weiß, darüber red ich nicht. Neujahrsspuk? Wer sagte das Wort?" Der Kaptein sah sich mit seinen scharfen Augen im Kreise um, und wir saßen alle ganz still. Hatte er das Wort gesagt, oder einer von uns?

Gemütlich war es in der kleinen Kombüse bei dem alten Seebären, den wir den Kaptein nannten. Ob er ein Patent auf diesen Titel hatte, weiß ich nicht. Das war uns einerlei. Blitzblank war der Mahagonitisch, auf dem die Gläser und die Kuchen standen. Die Gläser mit dem duftenden Trank mehr für die Männer, die Kuchen für die, die der Kaptein die Weibsen nannte. Er hatte schon Besuch von einem alten Freund gehabt, und war schon etwas in Stimmung, während wir aus dem Schnee kamen, aus der klingenden Kälte. Aber die wohlige Wärme, der Duft des Punsches stieg uns wohl gleich etwas zu Kopf. Einer von uns behauptete, am Neujahrsabend müsse es immer ein wenig „spökeln", wie er sagte, und ganz gewiß, heute abend hätte er schon etwas Weißes, ganz Sonderbares aus dem Wasser steigen sehen. Dort, wo die Boote lagen, und leise mit den Eisschollen spielten, die sich am Ufer ansammelten. Natürlich, die See stand noch nicht — fiel ihr nicht ein. Sie hatte nur am Rande kleine scharfe Eisstücke, die wie eine Klöterbüchse rasselten. Aber es war gemütlich, darauf zu hören, wenn man im warmen Zimmer saß, wo der Duft von Jamaica die Luft durchzog.

„Neujahrsspuk!" Der Alte wiederholte das Wort noch einmal. „Natürlich spukt es um Neujahr, wie sollte es nicht. Peter sagt, er hat was Weißes aus dem Wasser steigen sehen. Wird wohl der Köter von Hinsch sein, der hinter lebendigen Fischen her ist, und hofft, daß sie ihm am Strand begegnen. So ein Neujahrsspuk ist man schwach, mein Peter, da kannst dir nichts auf einbilden. Komm du lieber Klock zwölf hier in meine alte Kombüse, da sollen dir die Haare zu Berge stehen, nur, daß du beinah keine mehr auf deinem Schädel hast. Siehst du das große leere Vogelbauer, das auf dem Fensterbrett steht? Da hat Frida darin gewohnt, meine grüne Frida, die ich mit aus Brasilien brachte, und die ich zuerst Fritz nannte, weil sie doch ein Herr sein sollte. Sie benahm sich auch in jeder Beziehung wie ein vernünftiger Mann, lernte eine Menge Worte, pfiff und schwatzte das Blaue vom Himmel, bis sie eines Tages still und plustrig wurde, nicht mehr recht wußte, ob sie mir guten Morgen oder gute Nacht sagen wollte. Ich fürchtete, sie ginge mir ein, aber eines Morgens fand ich ein Ei in ihrem Käfig. Sie war kein Fritz, sondern eine Frida, und nachdem sie mir dies bewiesen hatte, wurde sie wieder gesund, und ließ es auch bei dem einen Ei bewenden. Seht ihr das Schiff unter der Decke? Das ist meine Luise, mit der ich zwanzig Jahre gefahren bin. Sie ist dann beim Hörnumriff gestrandet und von den Wellen auseinandergeschlagen, aber wir haben uns alle gerettet, und jung war sie nicht mehr. Auf dieser meiner Luise hat meine Frida am Tage viel gesessen und sich geschaukelt — dabei sang sie etwas vor sich hin, und ich hörte es gern. Abends spazierte sie dann in ihren Käfig und ich weiß noch heute nicht, wie es kam, daß sie in einer Nacht oben unter der Decke saß und schlief, als bei mir eingebrochen wurde. Die Halunken wußten, daß ich hinten nach dem Hof zu schlief, und sie wußten auch, daß ich Geburtstag gefeiert und vielleicht etwas reichlich geladen hatte. Sie drückten eine Fensterscheibe ein und fingen an, bei mir auszuräumen, als von oben eine Stimme kam: „Bedienen Sie sich, meine Herren! Nur nicht genieren, es ist Ihnen alles gegönnt!" Und dazu schreit Frida „Hurra!" mit einer solchen Stimme, daß ich aufwache und denke, es muß irgendwo brennen. Nun, es brannte nirgends und die Einbrecher waren schon wieder aus dem Fenster. Aber der eine fiel in der Eile hin und verknackte sich den Fuß und der andere weinte und schrie, weil er davon überzeugt war, eine Geisterstimme gehört zu haben und er vor Geistern mehr Angst hatte, als vor leibhaftigen Menschen. Ich habe die zwei Burschen laufen lassen und eingebrochen ist nicht wieder bei mir — die Leute sagen, daß es bei mir spökert. Das tut es auch. Meine Frida ist leider gestorben, aber in der Neujahrsnacht, wenn ich ihren leeren Käfig betrachte, dann sehe ich sie ganz deutlich darin sitzen, und sehe, wie ihre schwarzen Augen mich ansehen. Und die Luise, das gute Schiff, das mich so oft über das Wasser getragen hat, das schaukelt leise, seine Segel spannen sich und ich höre den Kapitän durchs Sprachrohr rufen. Alles in der Neujahrsnacht. Hinter dem Ofen steht der alte Ohrenstuhl. Auf dem hat mein alter Vater gesessen, hat seine Pfeife geraucht und seine Geschichten erzählt. Der wußte Geschichten! Auch von Geistern, nur daß er nicht an sie glaubte. Aber in der Neujahrsnacht sehe ich meinen Vater im Lehnstuhl sitzen. Seine weißen Haare leuchten und seine Augen blitzen. Der hatte mehr erlebt als unsereiner. Als junger Matrose war er dem Haifisch zu Leibe gegangen, der seinen besten Freund am Fuß gepackt hatte und mit ihm abschwimmen wollte. Vater stieß dem Räuber das Messer tief in den Leib, und der mußte seine Beute lassen. Natürlich den Fuß nahm er mit und Onkel Siems humpelte sein Leben lang nur mit anderthalb Beinen herum Aber er fand sich darin, heiratete in eine kleine Bauernstelle und jedes Jahr kriegte Vater seine zwei Schinken und vier Würste. Onkel Siems hat noch bei mir Gevatter gestanden und mir einen silbernen Löffel geschenkt. Ich hab ihn noch, wenn er auch für meinen Mund ein bißchen klein geworden ist. Ich brauche ihn zum Umrühren für den Grog, und dann denke ich an Vater, an Onkel Siems und an den Haifisch. Und in der Neujahrsnacht kommen sie alle zu mir, die alten und die jungen Freunde, die, die schon lange schlafen und die, die noch bei mir sitzen, Punsch trinken und Kuchen essen!"

Der Kaptein schwieg und nahm einen langen Schluck. Draußen klirrte das Eis und seine Stimme sang etwas Unverständliches. —

„Es sollte man das Singen lassen!" sagte der Kaptein. „Nachher, um zwölf, spielt die Stadtmusik vom Turm „Des Jahres letzte Stunde" und es läuten die Glocken das neue Jahr ein. Und dann stehen sie alle auf, die einmal in diesem Zimmer gesessen haben und vergnügt gewesen sind. Und wenn sie auch in Wirklichkeit fest schlafen, so leben sie in unseren Gedanken, und vielleicht denken sie an uns, wie wir an sie, und vielleicht möchten sie uns dies zeigen. Ich aber möchte sie nicht stören. Sie haben ihr Teil Unruhe in ihrem Leben gehabt, man soll ihnen die Ruhe gönnen."

„Das ist alles kein Neujahrsspuk!" murmelte der unverbesserliche Peter, und der Kaptein schüttelte den Kopf. „Nein, mein Junge, mit den Kerlen, die Neujahr durchaus Geister sehen wollen, hab ich nichts zu tun. Ich mach mir meine Gedanken von alleine, und wenn dir das nicht genug ist, dann geh zu den Booten, wo diese Geister herumlaufen, selbst wenn es man bloß Hunde sind. Vielleicht siehst du auch den Klabautermann — er war lange verreist, jetzt soll er wieder da sein. Gesehen hab ich ihn noch nicht, aber wer sich große Mühe gibt, wird ihm vielleicht begegnen. Es kommt alles auf den guten Willen an."

Ach nein, wir wollten den Klabautermann nicht suchen, wir hatten genug am Kaptein mit seinem stillen Neujahrsspuk. Selbst Peter sah dies ein, atmete den Duft von Jamaica und horchte auf das leise Klirren der Eisschollen. Sie sangen das alte Lied vom ewigen Werden und Vergehen, und daß aller Neujahrsspuk ein Erinnern, ein Nichtvergessen ist.

1926.

Ein Gespräch in der Silvesternacht.

Von Walter Handorf.

Der Gleichmütige: „Nun schleicht sich die letzte Viertelstunde des Jahres von uns hinweg. Bald grüßen wir dich, Neues Jahr!"

Der Mißmutige: „Was soll's? Es ist ja nur ein neuer Schritt auf dem alten Wege, der uns immer weiter von der guten alten Zeit fortführt. Ich kann die Welt von Jahr zu Jahr nur weniger lieben."

Der Übermütige: „Ei was! Neujahr 1926, darauf habe ich gewartet, es muß mir alles zum besten wenden, was mich bisher gehindert hat im Leben."

Der Gleichmütige: „Was verlangt ihr denn eigentlich vom Neuen Jahr?"

Der Übermütige: „Das Neue Jahr ist die kraftvolle Jugend, die das entkräftete Alter ablösen soll, damit alles anders und besser wird."

Der Gleichmütige: „Das möchtest du; aber was kann das Neue Jahr uns wirklich geben? Wem es als der pausbackige Knabe erscheint, der auf unseren Neujahrspostkarten das alte Jahr als Mummelgreis in die Flucht schlägt, muß sich auch darüber klar sein, daß übers Jahr der heute mit Hoffnungen empfangene Neujahrsknabe selbst zum Silvestergreis geworden sein wird. Auch Neujahr 1926 wird, als winzige Zeitspanne im Rollen der Jahrtausende, alt und müde werden, ohne die Wünsche erfüllt zu haben, die Überschwenglichkeit und kurzsichtiger Übermut heute darauf setzen."

Der Mißmutige (zum Übermütigen): „Du siehst, wie recht ich hatte. Warum sich freuen auf etwas Kommendes, weil nur das Gewesene gut war. Kein Neujahr bringt uns die glückliche, vergangene Zeit zurück.“

Der Übermütige: „Aber ist es denn nicht eine bunte Spanne neuen Daseins auf dieser Erde, ein neues Blatt im Buch meines Lebens?“

Der Gleichmütige: „So ist es. Neujahrsfreude muß ganz besonderer Art sein, wenn sie nicht in Enttäuschung enden will. Sie muß sich gründen auf das Wenige und doch so Viele, das das Neue Jahr bestimmt an Freuden für uns mit sich bringen wird. Das ist der reiche Zeitenkranz eines jeden Kalenderjahres. Neujahrsfreude muß sich gründen auf die Gewißheit, daß Schneeglöckchen und Veilchen den Frühling wieder ins Land locken werden, daß abermals sonnenheiße Sommertage mit Korneswogen und Heuduft uns erwarten und wieder ein neuer Herbst uns Wein, Jagd und Stoppelfelder bescheren wird. Dies alles ist uns sicher; erdverbunden wie wir sind, stehen auch wir auf, wenn die heißer werdende Sonne die Erde erweckt. Gab nicht auch 1925 in dieser Hinsicht, was es geben konnte? wozu da die Undankbarkeit, die uns voller Mißmut das alte Jahr in den Schlund der Vergangenheit stoßen heißt?“

Der Mißmutige: „Du überzeugst mich nicht. Ach, wer die Zeit stillstehen heißen könnte! So bliebe es wenigstens, wie es ist und könnte nicht alle Jahre schlimmer werden. Die guten Zeiten kommen nicht wieder.“

Der Gleichmütige: „Wann waren sie denn, deine guten alten Zeiten? Als du jung warst? Aber sei ehrlich: hat nicht damals dein Großvater schon geklagt, daß die gute alte Zeit seiner Jugend so spurlos dahin sei? Dem Nörgler gilt jede Zeit als schlecht; dem Tüchtigen jede Zeit als gut:

Die gute alte Zeit! Man tut,
Als sei man sonst im Glück geschwommen;
Auch diese Zeit wird einmal gut
Im Munde der'r, die nach uns kommen!

Kennst du dies Verslein von Frieda Schanz? Für den Menschen, der Atem in sich fühlt und mit beiden Füßen noch auf der Erde steht, muß jede Zeit die beste sein, die sein ist. Dann ist sie auch die schönste, weil sie alles Gesunde und Tüchtige heranzieht und mitschaffen heißt an der großen, jahrtausendweiten Zukunft, wovon auch das Neue Jahr nur ein winziger Bruchteil ist.“

Alle drei (lauschend): „Da läuten die Glocken!“

Der Gleichmütige: „So sei willkommen, Neujahr 1926! Bringe, was du willst; wir wollen klug sein und stetig weiter wandern auf der goldenen Mittelstraße des Gleichmuts, der allein das Leben meistert.“

Bunte Chronik

*** Ein Maccaroni-Jubiläum.** Warum soll nicht auch die Kochkunst ihre Jubiläen haben? Genaue Nachforschungen haben ergeben, daß das italienische Nationalgericht der Maccaroni bei einem Festmahl, das Ende des Jahres 1525 in Neapel stattfand, zum ersten Male aufgetischt worden sein soll. Es könnte freilich auch zu Anfang des Jahres 1526 gewesen sein. Nun, wie dem auch sei, schon seit einiger Zeit hat man in Neapel angekündigt, daß man das 400-Jahr-Jubiläum der Maccaroni zum Anlaß nehmen würde, um ein Festmahl zu veranstalten, bei dem die Maccaroni in mannigfachster Zubereitung die einzige Speise darstellen werden. Und da die Maccaroni in Italien eine zahlreiche Anhängerschaft besitzen, kann man des Gelingens dieser Festmahlzeit von vornherein sicher sein. Der berühmteste italienische Maccaroniesser und gleichzeitig Maccaronikoch soll übrigens der bekannte Komponist Rossini gewesen sein.

*

*** Eine langlebige Familie.** Einer langlebigen Familie entstammt der bekannte jugoslawische Staatsmann Nicola Pasic. Sein Großvater wurde 105 Jahre alt, sein Vater 96, und er selber kann demnächst seinen 85. Geburtstag feiern. Der noch ungewöhnlich rüstige Greis will es allerdings nicht wahr haben, daß er sich schon dem 86. Lebensjahr nähert, und so wird in Jugoslawien offiziell erst der 80. Geburtstag Pasics gefeiert werden. — Nun ja, für einen Diplomaten ist schließlich das Alter keine minder wichtige Angelegenheit, als für eine Frau.

*

*** Die Autotodesfälle in Amerika.** Nach einer endgültigen Statistik des Jahres 1924 starben in den Vereinigten Staaten in dem genannten Jahre 17 060 Personen infolge von Autounfällen; 1532 hiervon infolge von Zusammenstößen zwischen Autos und Elektrischen. Prozentual ausgedrückt bedeutet dies, daß von 100 000 Menschen in Amerika 15,7 dem Auto zum Opfer fallen, gegen 14,9 im vorhergehenden Jahre. Am größten sind die Unfälle in Kalifornien, wo von je 100 000 Personen 32 durch das Auto getötet werden. Man nimmt an, daß in diesem Jahre die Zahl der Unfälle noch größer werden wird und denkt auch bereits an die notwendigen Maßnahmen, um die Verkehrssicherheit zu festigen. So beabsichtigt man, unterirdische Straßendurchgänge zu schaffen, Verkehrslampen zu errichten und eine Höchstgeschwindigkeit festzulegen, die die Autos einzuhalten hätten.

*

*** Ein kühner Storch.** Auch die Störche sind von revolutionären Anwandlungen anscheinend nicht ganz frei. Aus Büdingen in Hessen wird gemeldet, daß ein offenkundig ganz gesunder Storch diesmal die Reise nach dem Süden nicht angetreten hat. Er ist in seinem Nest geblieben und, wie im Sommer, täglich auf Nahrungssuche ausgeflogen. Während der Zeit der strengen Kälte wurde er eine Zeitlang nicht gesehen, danach aber erschien er wieder und bezog sein Nest. Das Nest dient ihm jedoch nur als Tageswohnung. Während der Nacht scheint er irgendwo im nahen Walde unterzuschlüpfen, wo er gegen die kalten Winde geschützt ist. Da er bereits eine strenge Frostperiode mit Schneefall überstanden hat, hofft man, daß er bis zum Frühjahr durchhalten wird.



Rätsel-Ecke



Kreuzworträtsel.

1	■	2	3		■	4	5		■	6
		■		■	■	■		■	7	
8				9	■	10				
	■	■	11		■	12		■	■	
■	■	13			14				■	■
■	■	■	■				■	■	■	■
■	■	15	16				17		■	■
18	■	■	19		■	20		■	■	21
22	23				■	24				
25		■		■	■	■		■		
	■	26			■	27			■	

Wagerecht: 2) Abschiedswort, 4) Abkürzung für Großmutter, 7) Auerochs, 8) Kautabak 10) Haarfarbe, 11) französisches Geschlechtswort, 12) französische Insel gegenüber von La Rochelle, 13) deutscher Fabeldichter, 15) Mädchenname, 19) wie 12, 20) wie 11, 22) Schuhcreme, 24) Held, 25) wie 11, 26) rechter Nebenfluß der Donau, 27) Getränk.

Senkrecht: 1) Abkürzung eines männlichen Vornamens, 3) Fußboden, 5) Künstler, 6) Planet, 9) Abkürzung eines weiblichen Vornamens, 10) Alpenpaß, 14) Frauengestalt aus dem Alten Testament, 16) Sternbild, 17) geringe Entfernung, 18) nächtlicher Raubvogel, 21) Meerenge zwischen Ost- und Nordsee, 23) ägyptischer Sonnengott.

Die Diagonale von links oben bis rechts unten ergibt den Anfang eines der beliebtesten Weihnachtslieder.

J. Sch.

*

Auflösung des Spitzen-Rätsels:

STILLENACHTHEILIGÊNACHT
eede•iouaaoirlonnraueee
cleinbt psnrnst udcgrle
latae ensse ehued
leu ect tss
r h t

*

Auflösung des Uhren-Rätsels:

Tannenzweige
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.